

Gehört der Mensch in diese Welt?

Die Erde ist kein Herrschaftsgebiet: Günther Anders war ein konservativer Revolutionär, den es wieder zu entdecken gilt

WOLFGANG HELLMICH

Jemanden «weltfremd» zu nennen, ist Ausdruck einer Geringschätzung. Der Weltfremde lebt in einer anderen Wirklichkeit. Vincent van Gogh sagt über das Leben eines Malers, dass es «weltfremd» und «geisteskrank» mache. Die Philosophie kocht häufig ihr eigenes Süppchen. Das zeigt sich daran, dass sie im Alltag gebräuchliche Begriffe mit anderem Inhalt füllt.

Wenn Günther Anders (1902–1992) über die «Weltfremdheit des Menschen» schreibt, meint er damit, dass der Mensch nicht «eingebettet» ist. Er gehört nirgendwo hin, er ist ein unbeschriebenes Blatt. Anders spitzt dies in paradoxer Weise zu. Er behauptet, das Wesen des Menschen bestehe darin, kein Wesen zu haben.

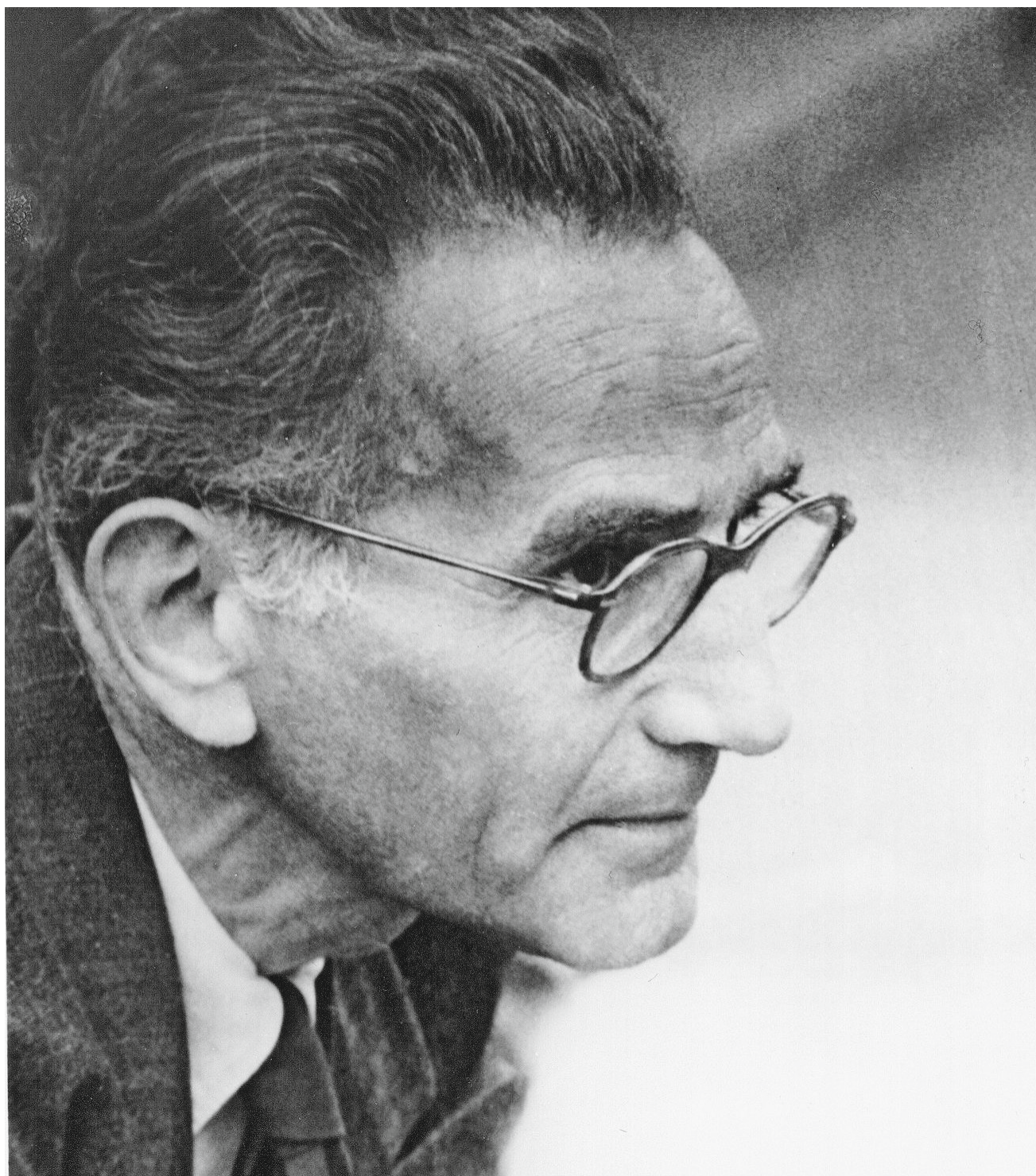
Was der 28-jährige Günther Anders, in diesem Haupttext seines Nachlasses, vollführt, ist kompliziert und akademisch. Anders heisst damals, 1930, noch Stern. Erst später wechselt er zu einem Pseudonym, um als Journalist in jüdenfeindlicher Umgebung seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Anders ist Heidegger-Schüler. Adorno sagt über seine Texte, sie atmeten «Freiburger Existenzialdüfte». In Marburg, wohin Anders Heidegger folgt, lernt er Hannah Arendt kennen. 1937 lässt das Paar sich scheiden.

Sehen heisst strafen

Anders schreibt, der Mensch führe nicht eine einzige, allgemeingültige Existenz, sondern «viele exemplarische Existenzen». Sein Leben bestehe aus «pluralen Möglichkeiten». Diese These könnte auch in heutiger Zeit formuliert sein. An einer anderen Stelle erwähnt er Karl Jaspers und dessen Gedanken eines «Halts». Der Mensch sucht in der Welt nach einer Anbindung. Wenn er sie nicht findet, sucht er Zuflucht in der Religion.

Der Text über die «Weltfremdheit des Menschen» sowie weitere Stücke und Aufzeichnungen werden mit diesem Buch erstmals veröffentlicht. Ein Lob an die Herausgeber, die diesen kleinen Schatz im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek gehoben haben! Die Texte zeigen Anders als Vertreter der philosophischen Anthropologie, der es darum geht, «die wesentlichen Umgangsformen des Menschen mit Welt und Mitwelt festzustellen». So steht es in «Über das Auge». Dieses undatierte Textstück nennt das menschliche Sehen «autokratisch».

Das will heissen: Das Auge sieht nicht nur. Indem es sieht, tut es noch vieles an-



Über die Weltfremdheit des Menschen dachte Günther Anders nach, lange bevor er sie im Exil erfahren musste.

VERLAG C. H. BECK

dere: Es schmeichelt und straft, es spricht und wirft Blicke. Es kann vernichten. Anders nennt die Grundhaltung des Menschen zur Welt «Scheu». «Scham» empfindet der Mensch, wenn es ihm misslingt, mit seiner «eigenen Faktizität identisch zu sein». Anders beschreibt seine Befunde präzise. Ihm gelingt eine originelle Definition von «Macht»: die

«Fähigkeit des Menschen, auch dort zu sein, wo er räumlich nicht ist».

Das Fremde und das Eigene

Man wird Anders als einen Pionier der philosophischen Anthropologie bezeichnen dürfen. Er schreibt an seinen Texten Ende der zwanziger Jahre und also zur

gleichen Zeit, da Max Scheler an seinem Buch «Die Stellung des Menschen im Kosmos» arbeitet. Das Bemerkenswerte an der philosophischen Anthropologie von Anders ist, dass sie zwei Seiten des menschlichen Weltseins thematisiert: die Fremdheit und das Aneignungsbestreben. Der Mensch will das Fremde zum Eigenen machen.

Immer wieder stellt Anders Vergleiche mit dem Tier an. In den «Notizen zur Philosophie des Menschen 1927» (eine Entdeckung!) schreibt er, der Mensch könne durch «Mischung» der Zutaten die Zusammensetzung der Welt verändern. Das sei ein «hybrides Moment in der Macht des Menschen». Das unterscheidet ihn vom Tier. Während dieses «direkt auf seine gewählte Beute zustösst», selektiert der Mensch. Er ist ein kluger Einkäufer und Nahrungsverarbeiter. Das Tier will bloss fressen.

Das Problem dieser Texte ist oft, dass Anders nicht sagt, worauf er hinauswill. Er beschreibt Phänomene menschlicher Weltverhältnisse. Punkt. In «Die Antiquiertheit des Menschen» (1956) macht er von dieser Phänomenologie Gebrauch. Die Texte können deshalb als Vorarbeiten gelten. Anders formuliert hier die These, dass der Mensch, nachdem er sich die fremde Welt angeeignet hat, mit seinen Produkten nicht mehr Schritt zu halten vermag. Maschinen, Medien und nicht zuletzt die Atombomben formen ihn, der sie gemacht hat, um. So weit, dass er dabei selber obsolet wird.

Das Wesen, das schonen kann

Eine an den späten Heidegger erinnernde Passage findet sich in dem Aufsatz «Bedürfnis und Begriff» (1957). Der Mensch, führt Anders da aus, sei im Gegensatz zum Tier in der Lage, Gegenstände, an denen ihm etwas liegt, zu «schonen», ihnen also besondere Sorge zukommen zu lassen. Tiere dagegen «liquidieren», sie können nicht anders, als Gegenstände zu gebrauchen, auch wenn sie diese dabei zerstören. Diese Vorstellung dürfte er später revidiert haben: Als Anders zu einem führenden Aktivisten der Anti-Atom-Bewegung wurde, sah er wohl eher im Menschen das Lebewesen, das liquidiert, ohne Rücksicht auf Verluste.

Das letzte Stück des Bandes, undatiert und mit «Die Antiquiertheit des Homo Faber» überschrieben, entlässt den Leser ohne Hoffnung. Anders mit der ihm eigenen Überspitzung zu den Folgen der menschlichen Hybris: «Wenn wir uns weiter darauf beschränken, die Natur als Herrschaftsgebiet, als Arbeitsmittel oder -stoff, statt als Partner anzusehen, ist alles aus.»

Günther Anders: Die Weltfremdheit des Menschen. Schriften zur philosophischen Anthropologie. Herausgegeben von Christian Dries unter Mitarbeit von Henrike Gätjens. Verlag C. H. Beck, München 2018. 544 S., Fr. 59.90.

Hier ist alles anders

Der Schriftsteller Michail Schischkin legt eine superbe multimediale Einführung in die russische Kulturgeschichte vor

ULRICH M. SCHMID

Michail Schischkin gehört zu den wichtigsten Autoren der «fünften Schweiz»: Er erweitert mit seinem ebenso kunstvollen wie stilsicheren Russisch das sprachliche Spektrum der Schweizer Literatur. Schischkin ist aber nicht nur ein begnadeter Prosaschriftsteller, sondern auch ein ausgezeichnete Kulturhistoriker. Seine Belesenheit hat er bereits im literarisch-historischen Reiseleiter «Die russische Schweiz» (2000) unter Beweis gestellt. Damals zeichnete Schischkin minutiös die Präsenz berühmter Russen von Dostojewski bis Lenin in der Schweiz nach. Buchstäblich auf den Spuren Tolstois bewegte sich Schischkin während einer Wanderung vom Genfersee ins Berner Oberland mit seinem Essayband «Montreux – Missolunghi – Astapowo» (2002).

Mit seinem neusten literarischen Projekt begibt sich Schischkin auf eine ausgedehntere Reise – im direkten und im übertragenen Wortsinn. Zum einen ist seine Essaysammlung «Tote Seelen,

lebende Nasen» eine Exkursion in die russische Kultur, die weit über Russland hinausgreift. Zum anderen hat Schischkin seine Texte diesmal im Selbstverlag als E-Book mit zahlreichen Bildern und Videos herausgegeben. Wegen der multimedialen Inhalte kann das Buch gar nicht als Printversion erscheinen.

Schon der Titel von Schischkins Werk signalisiert, dass russische Kulturprodukte immer wieder herkömmliche Deutungsklischees sprengen. Die «Toten Seelen» bezeichnen ein Prosawerk von Nikolai Gogol, das oft als Roman bezeichnet wird. Allerdings hatte Gogol damit Höheres im Sinn, deshalb wollte er seine Gesellschaftssatire als «Poem» verstanden wissen. Auch die Erzählung «Die Nase» stammt von Gogol und schildert, wie sich die Nase eines Offiziers in Petersburg selbständig macht. In beiden Fällen halten sich der komische und der tragische Effekt die Waage. Das Absterben der Seele und die Fragmentierung des Körpers wirken natürlich zunächst grotesk, aber gleichzeitig dokumentieren sie den immer drohenden

Verlust der Menschlichkeit. Der Verweis auf Gogol ist programmatisch für Schischkins Darstellung der russischen Kulturgeschichte. Er spürt den widersprüchlichen Figurationen des russischen Bewusstseins in verschiedenen Jahrhunderten nach und kontrastiert sie immer wieder mit den westeuropäischen Erwartungshorizonten. Seine Helden kommen aus der Literatur (Gogol, Gontscharow, Turgenjew), der bildenden Kunst (Wasnezow, Repin) und der Musik (Rachmaninow, Strawinsky, Prokofjew).

Daneben gilt Schischkins Aufmerksamkeit aber auch vergessenen technischen Kulturleistungen. 1833 bauten die Brüder Tscherepanow eine Dampflokomotive, 1876 patentierte Pawel Jablotschkow seine Kohlebogenlampe, 1895 experimentierte Alexander Popow mit elektromagnetischen Wellen. Im Westen ist diesen russischen Erfindern die gebührende Anerkennung bis heute versagt geblieben. Wahr ist aber auch, dass in der Sowjetunion die Bedeutung der russischen Technik aufgeblasen wurde und kaum über ausländische Innovationen

berichtet wurde. Schischkin schaut als Wanderer zwischen zwei Welten auch mit einem verfremdenden Blick auf den demokratischen Rechtsstaat, wie er sich in Westeuropa etabliert hat. Resigniert hält er fest, dass in Russland die Alternative zur Diktatur nicht Demokratie heisse, zu Unfreiheit nicht Freiheit, sondern Diktatur contra Anarchie, Ordnung contra Chaos. Diese Perspektive dominiert nicht nur im Kreml, sondern auch in den Köpfen der Bürger.

Deshalb vermutet Schischkin, dass eine Politik der starken Hand immer auf öffentliche Zustimmung stossen wird. Dabei hält er nicht hinter dem Berg, wenn es um die Regierung Putin geht. Er bezeichnet dessen System als «totalitäre Herrschaft». Paradoxerweise gebe es allerdings gleichzeitig eine freie Literaturszene in Russland – man könne das Regime grundlegend kritisieren und Bücher mit politischen Alternativszenarios verkaufen, sogar Preise für solche Aktivitäten erhalten. Allerdings zeuge diese geistige Freiheit nicht von einem liberalen Klima,

sondern von der Marginalisierung der einst wichtigen russischen Literatur in der Öffentlichkeit.

Solche ernüchternden Einsichten hindern Schischkin nicht daran, seine Stimme weiter zu erheben. Immer wieder forscht er in den Abgründen der russischen Seele, die nur im Unglück glücklich sein kann. Als Beleg für diese paradoxe Einheit von positiver Negativität führt er einen der ersten Monumentalfilme der Kinogeschichte an. 1913 wurde die dänische Produktion «Atlantis» in vielen Ländern der Welt gezeigt. Der Stummfilm handelte vom Untergang eines Ozeandampfers, schloss jedoch mit einem Happy End. Nur für die Vorführungen des Films in Russland wurde ein eigener Schluss gedreht, der in eine Katastrophe mündet. Mit diesem Unglück wurde das russische Publikum glücklich.

Michail Schischkin: Tote Seelen, lebende Nasen. Einführung in die russische Kulturgeschichte. Kleinlützel 2018. 1068 S., Fr. 39.–. Download unter www.schischkin.net.